



Emergenz, Transformation und Obsoleszenz von Begriffen und Methoden am Beispiel der Geschichte der Sprachwissenschaft

Gerda Haßler

Potsdam, MLS

Veröffentlicht: 2. September 2022

Abstract

In the history of linguistics, new terms and methods are constantly appearing that stand for properties of the object of language, but also for new ways of looking at things on the part of scientists. In many cases, however, these terms and methods do not appear out of nowhere, but have a long, sometimes even centuries-long history and become prominent through a particularly favourable placement with an author who has created a reference text with them – often unintentionally. As soon as the reference text is received, transformation takes place, which we understand as adaptation to new settings, theoretical contexts and empirical data. Finally, there can also be a forgetting of concepts and methods, which has been investigated in recent years with regard to several academic disciplines. Of particular interest are the reasons for this forgetting, which can lie in the forgotten concepts and methods themselves (forgetting potential), but also in the scientist as subject (wanting to forget) or can be imposed from outside (making forget). The process of emergence, transformation and obsolescence is not complete in all cases, but in many cases, it can be seen as part of a kind of spiral in which methods that have become obsolete are replaced by new, emergent ones. These processes will be described using the example of the concept of the ‘information structure’, the ‘sound law’ from the method of the neogrammarians and the concept of ‘opposition’ from structural linguistics. Finally, processes and innovations in linguistics that are in progress will also be considered from the point of view of emergence, transformation and obsolescence. The contribution is also intended to give rise to the question of whether comparable processes can be identified in other sciences

Zusammenfassung

In der Geschichte der Sprachwissenschaft tauchen ständig neue Begriffe und Methoden auf, die für Eigenschaften des Objekts Sprache, aber auch für neue Sichtweisen der Wissenschaftler stehen. Vielfach erscheinen diese Begriffe und Methoden jedoch nicht aus dem Nichts, sondern haben eine lange, mitunter sogar jahrhundertelange Vorgeschichte und werden durch eine besonders günstige Platzierung bei einem Autor prominent, der damit – oft ungewollt – einen Referenztext geschaffen hat. Sobald der Referenztext rezipiert wird, findet Transformation statt, die wir als Anpassung an neue Zusammenhänge, theoretische Kontexte und empirische Daten verstehen. Schließlich kann es auch zum Vergessen von Begriffen und Methoden kommen, das in den letzten Jahren mit Blick auf mehrere Wissenschaftsdisziplinen untersucht wurde. Besonders interessant sind dabei die Gründe dieses Vergessens, die in den vergessenen Begriffen und Methoden selbst (Vergessenspotenzial), aber auch beim Wissenschaftler als Subjekt liegen können (Vergessenwollen) oder von außen auferlegt sein können (Vergessenmachen). Der Prozess der Emergenz, Transformation und Obsoleszenz liegt nicht in allen Fällen komplett vor, vielfach lässt er sich jedoch als Bestandteil einer Art Spirale auffassen, in der obsolet gewordene Methoden durch neue, emergierende ersetzt werden. Diese Prozesse sollen anhand des Beispiels des Begriffs der ‘Informationsstruktur’, des ‘Lautgesetzes’ aus der Methode der Junggrammatiker und des Begriffs der ‘Opposition’ aus der strukturellen Linguistik beschrieben werden. Abschließend werden auch im Verlauf befindliche Prozesse und Neuerungen in der Linguistik unter dem Gesichtspunkt der Emergenz, Transformation und Obsoleszenz betrachtet.

Der Beitrag soll auch Anlass für die Frage sein, ob vergleichbare Prozesse in anderen Wissenschaften festgestellt werden können.

Keywords/Schlüsselwörter

history of science, concepts, emergence, forgetting, sound laws, opposition

Wissenschaftsgeschichte, Begriffe, Entstehung, Vergessen, Lautgesetze, Opposition

1 Einleitung

Das Thema „Emergenz, Transformation und Obsoleszenz von Begriffen und Methoden am Beispiel der Geschichte der Sprachwissenschaft“ habe ich als Anregung gewählt, in der Geschichte verschiedener Wissenschaften das Auftauchen, Erfinden von Begriffen und Methoden, ihre Veränderung und Anpassung ebenso wie das Aufgeben und Verschwinden dieser Begriffe und Methoden zu beschreiben. Das könnte ein neuer Anfang für wissenschaftsgeschichtliche Forschungen in der Leibniz-Sozietät sein, der auf der Basis bisheriger Arbeiten, aber auch jenseits von personengeschichtlichen und archivalischen Forschungen zu interessanten Ergebnissen führen könnte.

Zunächst seien die Anregungen genannt, die mich zu diesen Überlegungen geführt haben. Das war zum einen die Einladung von Toon Van Hal, einen Beitrag zu dem von ihm und Han Lamers bearbeiteten Projekt *Scholarly forgetting in the history of the humanities* ‘Gelehrtes Vergessen in der Geschichte der Geisteswissenschaften’ zu leisten (Lamers/Van Hal 2020). Für den Endpunkt des heute zu beschreibenden Prozesses, das Vergessen, die Obsoleszenz wurde in diesem Projekt bereits viel theoretische Arbeit geleistet und es wurden Prozesse des Vergessens in der Archäologie, den Geschichtswissenschaften, der Architektur, der Orientalistik, der Ethnographie, der Physik, der Mathematik, also weit über die eigentlichen Geisteswissenschaften hinaus behandelt (vgl. Lamers/Van Hal/Clercx 2020). Aus diesem Projekt entstand der Gedanke, dass man diese Überlegungen um das Entstehen und die Entwicklung der schließlich vergessenen wissenschaftlichen Verfahren ergänzen könnte.

Eine weitere Anregung ergab sich aus der Leibniz-Sozietät selbst, aus dem Projekt Lebenszyklusanalysen, dessen Ergebnisse von Gerhard Banse und Norbert Mertzsch im Bd. 146 der Sitzungsberichte veröffentlicht wurden (Banse/Mertzsch 2021). Dabei ging es natürlich nicht um Begriffe und Methoden in einer Wissenschaft, sondern um Stationen im Lebenszyklus von Technologien und Aspekte ihrer Bewertung. Die Produktion, die Nutzungsphase und die Stilllegung bzw. Entsorgung eines technischen Sachsystems wirft zweifellos andere Probleme auf, als die nicht ohne weiteres materialisierbare Betrachtung von wissenschaftlichen Begriffen und Methoden. Ressourcenbereitstellung und -verbrauch, Energieverbrauch, Transportbedarf für die Herstellungsphase, Nutzungsdauer und Nutzungsmuster für die Nutzungsphase, Sättigung, Zerlegung, Deponierung und Nachnutzung für die Auflösungsphase sind aber Hinweise auf Problemstellungen, die zumindest metaphorisch auch für die Betrachtung wissenschaftsgeschichtlicher Prozesse nutzbar erscheinen.

Meine Methode ist begriffsgeschichtlich orientiert und erforscht die Entwicklung sprachwissenschaftlicher Begriffe in Texten. Referenztexte sind meist intentional auf die Festlegung oder Veränderung begrifflicher Inhalte gerichtet und greifen in unterschiedlicher Weise auf die vorangegangene serielle Textproduktion zurück. Sie werden in der Regel auch retrospektiv als verbunden mit bestimmten Begriffsbildungen erkannt und sind von daher auch die geläufigen Beispielpender in begriffsgeschichtlichen Arbeiten und lexikographischen Nachschlagewerken. Serielle Texte verdeutlichen dagegen sowohl die onomasiologische Breite in der Bezeichnungsgeschichte eines bestimmten Begriffes als auch die semasiologische Varianz und Dynamik des einzelnen Lexems. Sie können stringentere semantische Festlegungen

in den Referenztexten vorbereiten, diese aber auch im nachträglichen Sprachgebrauch wieder aufweichen.

Sowohl Referenztexte als auch Textserien werden in begriffsgeschichtlichen wissenschaftshistorischen Forschungen untersucht und die Entstehung und Entwicklung von Begriffen wird beschrieben. Textserien und Referenztexte können in unterschiedlichen funktionalen Verhältnissen zueinander stehen. Ein Referenztext kann durch Textserien konzeptuell, argumentativ und terminologisch vorbereitet werden. Er kann diese Textserien abschließen, damit ihr wissenschaftsgeschichtliches Vergessen einleiten oder die in den Textserien überlieferten Konzepte unter neuen Bedingungen für neue Fragestellungen verfügbar machen. Nachfolgende Textserien können die im Referenztext enthaltenen Konzepte verbreiten, aber auch vertiefen und modifizieren. Schließlich kann es Parallelserien zum Referenztext geben, die Lösungen für dasselbe Problem suchen. Das folgende Schema versucht diese Vielfalt von Funktionen von Textserien im Hinblick auf das Begriffsgefüge des Referenztextes zu verdeutlichen:

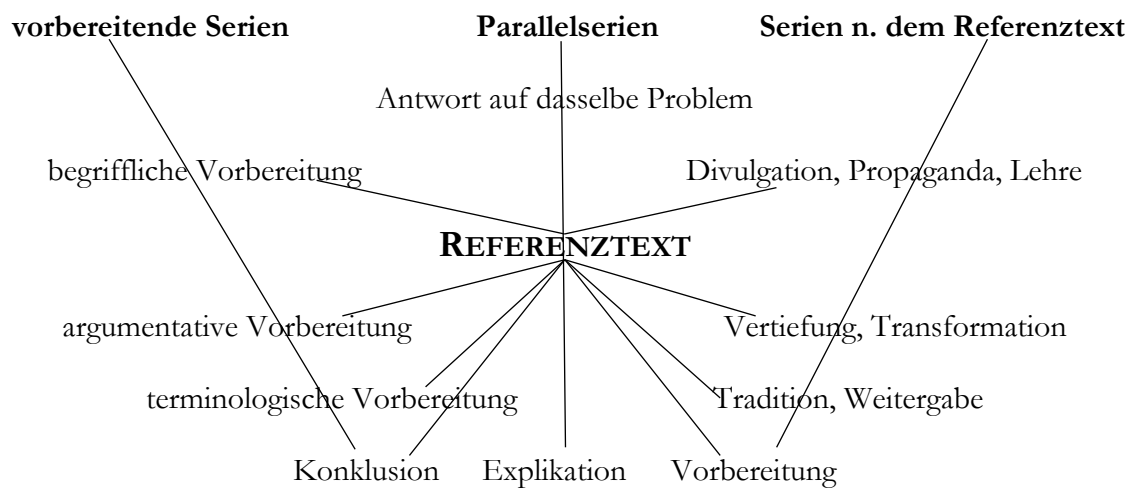


Abbildung 1: Textserien und Referenztexte

Die Betrachtung textueller Vorgänge der Entstehung und Verbreitung von Begriffen hilft dabei auch, die Frage nach der kausalen Erklärung der jeweiligen Veränderung und nach ihrer Rolle bei der Initiierung oder Verschleierung von Traditionsbrüchen zu beantworten. Zu Recht wurde vermutet, dass eine Erklärung des Wandels von Begriffen als Folge des Wandels von Sachverhalten nur die eine Hälfte der Erklärung ist, und eine zweite die Erklärung des Wandels der Sachverhalte als Folge eines Wandels von Begriffen und deren Bezeichnungen.

Dabei ist es nicht unbedingt notwendig, einen Begriff oder eine Methode von ihrem Auftauchen bis zu ihrem Verschwinden lückenlos zu verfolgen. Der Prozess der Emergenz, Transformation und Obsoleszenz liegt nicht in allen Fällen komplett vor, vielfach lässt er sich jedoch als Bestandteil einer Art Spirale auffassen, in der obsolet gewordene Methoden und Begriffe durch neue, emergierende ersetzt werden.

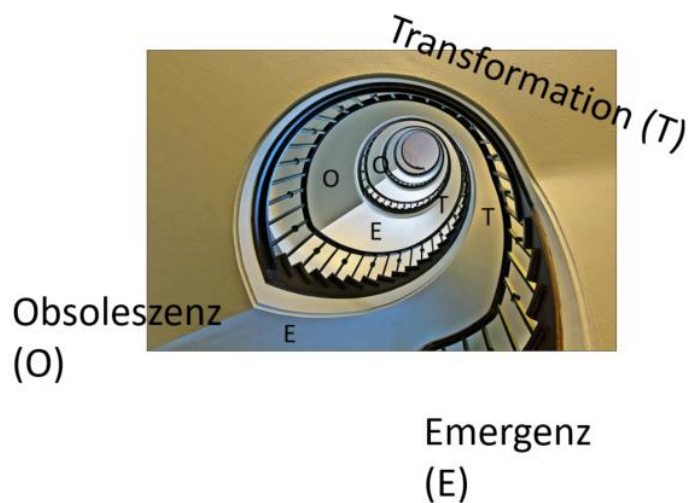


Abbildung 2: Emergenz, Transformation und Obsoleszenz

2 Emergenz

Die Emergenz sprachwissenschaftlicher Begriffe soll zunächst an einem Beispiel vorgestellt werden, das in der Forschung der letzten drei Jahrzehnte mit dem Terminus *Informationsstruktur* belegt wird. Neben dieser Bezeichnung finden sich weitere Termini, die das entsprechende Forschungsfeld abstecken: *Topik, Kommentar, Fokus, Hintergrund, Thema, Rhema, Dislokation, Topikalisierung, Fokussierung, psychologisches Subjekt, Bekanntes, Unbekanntes, Vorfeld, Mittelfeld, Nachfeld, Akzent, Thema-Rhema-Progression, aktuelle Satzgliederung, funktionale Satzperspektive, given-new*.

Diese Termini bezeichnen Begriffe, die in den letzten fünfzig Jahren für einen einfachen Sachverhalt verwendet wurden und auch noch werden. Es handelt sich dabei um tatsächliche Begriffe, d.h. abstrakte, als kognitiv repräsentierte Wirklichkeitsausschnitte, die nicht mit Wort oder Ausdruck zu verwechseln sind und die in einzelnen sprachwissenschaftlichen Theorien jeweils unterschiedlich definiert werden.

Der Sachverhalt, der mit ihnen erfasst wird, lässt sich an den folgenden drei Äußerungen veranschaulichen:

- (1) Das Buch hat mein Sohn schon gelesen.
- (2) Maria, die habe ich leider lange nicht mehr gesehen.
- (3) Das Problem lösen muss endlich der Zuständige.

Wenn wir diese Sätze anschauen, fällt auf, dass die Wortstellung irgendwie ungewöhnlich ist und nicht mit der in den folgenden Sätzen als unmarkiert erscheinenden Abfolge übereinstimmt:

- (1a) Mein Sohn hat das Buch schon gelesen.
- (2a) Ich habe Maria leider lange nicht mehr gesehen.
- (3a) Der Zuständige muss endlich das Problem lösen.

In der mündlichen Realisierung der Sprache würde auf bestimmte Silben ein Akzent gelegt, der sie betonen würde:

- (1b) Das Buch hat mein Sohn schon geLESen.
(2b) Maria, die habe ich leider LANge nicht mehr gesehen.
(3b) Das Problem lösen muss endlich der ZUständige.

Solche Strukturierungen unserer Äußerungen nehmen wir unbewusst und ohne darüber nachzudenken vor, weil wir sie möglichst so gestalten, dass die zu vermittelnde Information besonders gut zur Geltung kommt. Dazu müssen die einzelnen Sätze geschickt in den fortlaufenden Informationsfluss eingebaut werden. Um das zu erreichen, verfügen alle Sprachen über bestimmte Mittel, mit denen eine bestimmte Informationsstruktur hergestellt werden kann. Der Begriff der Informationsstruktur bildet heute gewissermaßen das Dach für die bunte Menge der oben erwähnten Begriffe. Er erschien erstmal 1976 in einem Aufsatz von Wallace Chafe, in dem gleich mehrere Unterbegriffe im Titel auftreten: *givenness, contrastiveness, definiteness, subjects, topics, point of view* (Chafe 1976). Zur Einführung der Funktion solcher informationsstruktureller Erscheinungen verwendet Chafe die metaphorische Form des *information packaging*.

Ist das nun die Geburtsurkunde des Begriffs der Informationsstruktur, den man heute definiert als die Art, wie Sätze an den Kontext angepasst werden hinsichtlich der Dimensionen Bekanntheit/Unbekanntheit, Topik/Kommentar und Fokus/Hintergrund? Neue Konzepte emergieren, wenn es einen Bedarf an ihnen gibt und wenn die Bedingungen dafür günstig sind. Der Bedarf war Mitte der 70er Jahre durch die Zunahme pragmatischer Betrachtungsweisen in der Linguistik gegeben. Pragmatik bedeutet die Betrachtung der Sprache im Gebrauch unter Berücksichtigung der Absichten der Sprecher, der Bedingungen der Kommunikation und ihrer Kontexte. Dabei traf die Beschreibung von Äußerungen nach strikt syntaktischen Modellen auf Schwierigkeiten. Nach der generativen Transformationsgrammatik war die Struktur der Äußerungen *Das Buch hat mein Sohn schon gelesen* und *Mein Sohn hat das Buch schon gelesen* identisch und auf diese hierarchische Struktur zurückführbar

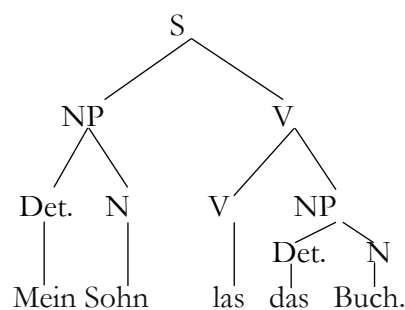


Abbildung 3: Satzstruktur nach der Generativen Transformationsgrammatik der 1. Phase

Das unterschiedliche Verpacken der Information konnte also nicht abgebildet werden. Doch auch auf der traditionellen Satzgliedanalyse aufbauende Erklärungen kamen mit der unterschiedlichen informationellen Wichtung nicht zurecht. *Mein Sohn* bleibt das Subjekt des Satzes, egal ob es vor oder nach dem konjugierten Verb steht und *das Buch* bleibt das direkte Objekt oder Akkusativobjekt, auch wenn es an den Beginn des Satzes gerückt wird. Rein syntaktische Verfahren trafen also auf ihre Grenzen und man benötigte spezifische Konzepte zur Beschreibung der Informationsstruktur.

Dass die Entwicklung der Pragmatik die Emergenz des Begriffs der Informationsstruktur begünstigte, wurde schon erwähnt. Hinzu kam als weitere begünstigende Bedingung der Gebrauch des Terminus Informationsstruktur in den Informationswissenschaften und in der Datenmodellierung. Eine Informationsstruktur in diesem extralinguistischen Sinne ist eine produktorientierte hierarchische Struktur, die Informationen im Zusammenhang mit einem

Produkt oder einer Bibliothek organisiert. Obwohl der linguistische Begriff der Informationsstruktur fast nichts mit dem der Informationswissenschaften zu tun hat, lehnte man sich gerne daran an.

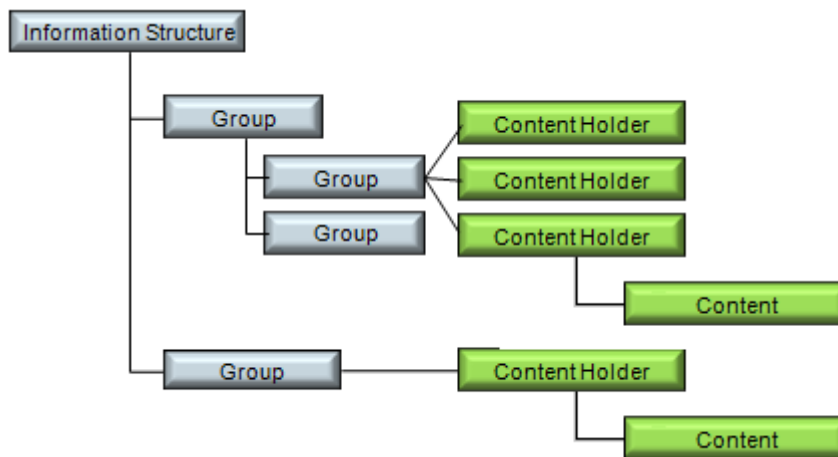


Abbildung 4: Informationsstruktur als produktorientierte hierarchische Struktur (https://support.ptc.com/help/wnc/r12.0.0.0/en/index.html#page/Windchill_Help_Center/sis2.html)

Trotzdem kann man aber von einer plötzlichen Emergenz in diesem Fall – wie in der Regel bei sprachwissenschaftliche Begriffen – nicht sprechen. Schauen wir ein wenig weiter zurück in die Geschichte der Sprachwissenschaft, so lassen sich Elemente des heutigen Begriffs der Informationsstruktur deutlich ausgeprägt in der sogenannten *Prager Schule* feststellen. Die Prager Schule war in ihrer frühen Ausprägung ein Kreis von Vertretern der funktional-strukturellen Linguistik, der 1926 als *Pražský lingvistický kroužek* (‘Prager sprachwissenschaftlicher Kreis’) institutionalisiert wurde und der bis heute – allerdings mit modifizierten Zielstellungen – existiert. Zu diesem Kreis gehörte auch Vilém Mathesius (1882–1945), der eine Theorie darüber entwickelte, wie eine Äußerung unter dem Neuigkeitsaspekt versprachlicht wird. Dieses Konzept wird auch Thema-Rhema-Gliederung genannt. Das *Thema* (griech. θέμα, ‘das Gesetzte, Aufgestellte, insbesondere eine aufgestellte Behauptung’) eines Satzes ist die bereits bekannte, vorerwähnte oder durch den Kontext gegebene Information. Das *Rhema* (griech. ῥῆμα, eigentlich ‘das Gesagte, Wort, Spruch, Ausspruch; in der Grammatik auch: Verb, Zeitwort’, hier etwa ‘Aussage’) ist die neue, erfragte bzw. kommunikativ relevante Information. Das Rhema trägt den Hauptakzent des Satzes. In der Antwort auf die Frage *Was hat Eva gestern gemacht?* ist also *Kuchen gebacken* das Rhema und *Eva hat gestern* der Äußerungsansatz oder das Thema.

Eva hat gestern Kuchen gebacken.

 Thema Rhema

Dabei muss das Thema nicht am Anfang stehen. Auf dieselbe Frage (*Was hat Eva gestern gemacht*) könnte in der gesprochenen Sprache mit einer Akzentuierung der ersten Silbe das Objekt (*Kuchen*) stark hervorgehoben werden:

Kuchen gebacken hat Eva.

 Rhema Thema

Auch eine Betonung des Subjekts des Satzes als Rhema ist möglich, zum Beispiel durch Nachstellung:

Hat Eva den Kuchen gebacken?
Den Kuchen gebacken hat Peter.

└──────────────────┬──────────┘
Thema Rhema

Das Konzept der Thema-Rhema-Gliederung wurde später weiterentwickelt, man versuchte ganze Texte nach dieser Gliederung zu analysieren und die einengende Bestimmung des Themas als ‘bekannt’ wurde aufgegeben und durch ‘erschließbar’, ‘kommunikativ weniger relevant’ oder ‘zum gemeinsamen Wissensbestand des Hörers und Sprechers gehörend’ ersetzt.

Liegt hier also der Zeitpunkt der Emergenz der Theorie, die schließlich zur Informationsstruktur führte? Wenn es um eine geschlossene Theorie geht, ließe sich dies behaupten. Es gibt jedoch frühere begriffliche Ansatzpunkte, die auch betrachtet werden müssen.

So hatte Hermann Paul (1846–1921) in seinen *Prinzipien der Sprachgeschichte* (1880) bereits zwischen einem psychologischen Subjekt und einem psychologischen Prädikat unterschieden. Das psychologische Subjekt ist nicht etwa das Subjekt des Satzes, sondern es bildet den Rahmen oder den Ausgangspunkt der Mitteilung eines Satzes und gibt Auskunft dazu, worüber etwas ausgesagt wird. Es hat eine geringere Aussagekraft im Gegensatz zum psychologischen Prädikat. In unserem Beispielsatz *Den Kuchen gebacken hat Peter.* ist also *den Kuchen gebacken* das psychologische Subjekt und *Peter* das psychologische Prädikat. Mit der Einführung der Begriffe psychologisches Subjekt und psychologisches Prädikat belebt Paul eigentlich die Absicht der antiken Grammatiker wieder. In der griechischen Grammatik wurde zwischen ὄνομα ‘Benennung’ und ῥῆμα ‘Aussage’ unterschieden. Weil die Funktion der Benennung, des Gegenstands des Satzes, in der Mehrzahl der Fälle durch ein Substantiv erfüllt wird, die Aussage dagegen durch ein Verb, lag es nahe, die beiden Termini später als Subjekt und Prädikat zu deuten. Die ursprüngliche Bedeutung von ὄνομα und ῥῆμα war jedoch nicht syntaktisch, sondern informationsstrukturell, was Paul in seiner Theorie wiederbelebte.

Doch auch bei Paul liegt nicht der Ursprung von Ansätzen des Begriffes der Informationsstruktur. Um nach weiter zurückliegenden Ansätzen zu suchen, müssen wir retrospektiv vorgehen, was in der Wissenschaftsgeschichte einige Gefahren mit sich bringt. Begriffsgeschichte sollte stets nach den authentischen Begriffen einer Epoche fragen und ihre Merkmale, die der Klassenbildung zu Grunde liegen, transparent machen. Sie sollte sie in ihrer historischen Gebundenheit begründen und den Stellenwert des Begriffs im zeitgebundenen Netzwerk bestimmen. Retrospektiv geht begriffsgeschichtliches Arbeiten dann vor, wenn von den begriffskonstituierenden Merkmalen ausgegangen wird, die den Einsichten einer bestimmten Zeit entsprechen, und nach vergleichbaren Konzeptualisierungen gefragt wird. Die retrospektive Betrachtung kann dazu beitragen, hinreichend allgemeine Merkmale für Konzeptualisierungen festzustellen, sie darf dabei allerdings nicht in den Fehler verfallen, einen zeitlich gebundenen „Maßstab“ an frühere Epochen des Sprachdenkens anzulegen. Mitunter fallen authentische Begriffe aufgrund des Fehlens geläufiger lexikalischer Formen erst bei einer solchen Sicht als Fragestellungen auf.

So wird man Ende des 18. Jahrhunderts vergeblich nach einer Entsprechung für die Termini *Fokussierung* und *Topikalisierung* suchen. Unter Fokussierung versteht man die Hervorhebung eines Teils der Äußerung als wichtige Information durch den prosodischen Akzent, durch Wortstellung oder durch spezielle Fokusmarker. So wird die Fokussierung im

folgenden Satz durch die Nachstellung und den Akzent auf der ersten Silbe des Subjekts bewirkt:

Das Problem lösen muss endlich der ZUständige.
Fokus

Im folgenden Satz kommt neben der Nachstellung des Subjekts hinter die konjugierte Verbform und der Akzentuierung des Subjektpronomens noch der lexikalische Fokuserker so-
gar hinzu:

*Das habe ja **sogar** ICH schon verstanden.*
Fokus

Topikalisierung ist die Hervorhebung des Ansatzes der Äußerung, also des Themas, das auch Topik genannt wird. In *Maria, die habe ich leider lange nicht mehr gesehen* wird *Maria* aus dem Satz herausgelöst und dann durch ein Pronomen wieder aufgenommen, es findet Dislokation des Topiks statt:

Maria, die habe ich leider lange nicht mehr gesehen.
Topik

Nach Termini wie *Fokussierung*, *Topikalisierung*, *Fokus* oder *Topik* in sprachtheoretischen Texten von vor 220 Jahren zu suchen, bringt natürlich gar nichts, denn diese Unterbegriffe der Informationsstruktur emergierten viel später. Die dem Begriff der Fokussierung entsprechende Fragestellung erscheint jedoch unter der wenig spezifischen Benennung *Nachdruck* z.B. in Daniel Jenischs durch die Berliner Akademie preisgekrönten Schrift *Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen Europens* (1796) und wird sogar in ihrem Beziehungsgeflecht zu anderen Konzeptualisierungen vorgeführt (*grammatikalischer Bau, Wortstellung, Syntax, Sprache* vs. *Strom der Rede*):

Zu dem grammatikalischen Bau, in so fern er auf den *Nachdruck* der Sprache Beziehung hat, gehört vorzüglich auch die *Wortstellung* (Syntax). Sind die Gesetze derselben für jeden Fall durchaus bestimmt und unabänderlich, wie z. B. in der Französischen Sprache: so kann der Geist da, wo es der Strom der Rede und die Heftigkeit der Empfindung erfordert, daß der Gegenstand aus der Masse der Ideen besonders herausgehoben und dem Auge nahe gebracht werde, und wo ofte das, was in dem ruhigen Flusse der Rede das erste Wort seyn würde, das letzte seyn muß, und umgekehrt; – so kann er hier Empfindung und Leidenschaft nicht mit aller der Fülle und nach allen den Nüancen in der Sprache darstellen, als er's ohne dieß würde thun können. (Jenisch 1796: 26–27)

Mit diesem Begriff des Nachdrucks ist genau die Verpackung der Information gemeint, auch wenn es für unser heutiges Empfinden etwas merkwürdig formuliert ist. Aber die Wortstellung wird ebenfalls als ein Mittel genannt: „wo es der Strom der Rede und die Heftigkeit der Empfindung erfordert, daß der Gegenstand aus der Masse der Ideen besonders herausgehoben und dem Auge nahe gebracht werde, und wo ofte das, was in dem ruhigen Flusse der Rede das erste Wort seyn würde, das letzte seyn muß, und umgekehrt“ (Jenisch 1796: 27).

In unserem Beispiel wird mit *Nachdruck* eine sehr unspezifische Bezeichnung für die Veränderung des Mitteilungswertes eines Satzgliedes gewählt, die jedoch durch ihre expliziten Relationen in einem signifikanten Beziehungsgefuge steht. An dieser Stelle muss vielleicht auch nochmals betont werden, dass es um Begriffsgeschichte, nicht um Bezeichnungsgeschichte geht. Wie das Beispiel nahelegt, führt die retrospektive Blickrichtung in die Nähe des onomasiologischen Ansatzes, der vom Begriff ausgeht und nach seinen Bezeichnungen

fragt. Die entsprechende Fragestellung könnte hier lauten: Wie wurde die heute als *Fokussierung* bekannte Verschiebung von Satzgliedern aufgrund ihres Mitteilungswertes Ende des 18. Jahrhunderts konzeptualisiert und wie wurde das entsprechende Konzept benannt?

In der zweiten Hälfte des 18. und der ersten des 19. Jahrhunderts wurde der Terminus *Nachdruck* zur Bezeichnung der expressiven Kraft, der Emphase, der semantischen Dichte – wie wir heute sagen würden zur *Fokussierung* – in Grammatiken und sprachtheoretischen Abhandlungen häufig gebraucht (vgl. Spitzl-Dupic 2012). Hier seien lediglich einige Beispiele dafür genannt:

Solcherley *Nachdruck* ist vorhanden in Gegensätzen, Distributionen, Wiederholungen der vorher gegangenen Rede, mit einer Verwunderung, u.d.g. (Aichinger 1754: 553)

Der Redeton muß also dahin gelegt werden, wo in ieder Verbindung nach Zweck und Absicht der Rede der *Nachdruck* liegt. (Stutz 1790: 62)

Nach den Gesetzen der Topik steht im Satze derjenige Theil, welcher bedeutender ist, und auf welchen der Gedanke mehr Nachdruck legt, nach dem minder bedeutenden (Becker 1824: 414)

In dem Ausdrücke «des Mannes TUGEND erprobet die Gefahr» liegt der *Nachdruck* auf TUGEND»; in dem Ausdrücke: «die Tugend des MANNES erprobet die Gefahr» liegt er auf MANN. Während in den Ausdrücken: «des Kaisers Bart», «des Leibes Nothdurft», «des Teufels Küche» eine Einheit des Begriffs liegt, in welchem das, dem Genitiv nachfolgende Substantiv den *Nachdruck* und die Betonung hat, und daher ungern der Genitiv nachsteht; folgt er in den Ausdrücken: «der Geist der Zeit», «die Königin des Himmels» als mehr selbstständiger Begriff mit größerm Nachdrucke nach wie in: «erspart mir den Anblick seiner rohen Sitten». (Herling 1828: 191–192)

Doch auch vorher schon taucht dieser Terminus auf, z.B. bei Leibniz:

Es kann zwar endlich eine jede Sprache, sie sey so arm als sie wolle, alles geben; ob man schon sagt, es wären Barbarische Völcker, denen man nicht bedeuten könne, was Gott sagen wolle. Allein ob schon alles endlich durch *Umschweiffe* und *beschreibung* bedeutet werden kan; so verlieret sich doch bey solcher *Weitschweifigkeit* alle *Lust*, aller *Nachdruck* in dem der redet, und in dem der höret; dieweil das Gemüthe zu lange herumgeführt wird, und es heraus kommt, als wann man einen, der viel schöne Palläste besehen wil, bey einem jeden Zimmer lange auffhalten, und durch alle Winckel herumschleppen wolte; oder wenn man rechnen wolte, wie die Völcker thun würden, die [...] nicht über drey zehlen könnten, und keine Wort oder Bezeichnung hetten vor 4. 5. 6. 7. 8. 9. etc : Wodurch die Rechnung nothwendig sehr langsam und beschwerlich fallen müste [...] (Leibniz, *Umvorgreifliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache* [1697] 2008: 551)

Findet also im Zeitraum vom Ende des 17. bis Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland Emergenz des Begriffs der Informationsstruktur statt? Auf keinen Fall vollständig, denn thematisiert wird ja nur eine Seite: die Fokussierung, nicht die Topikalisierung. Außerdem habe ich bisher nur über ein paar deutsche Beispiele geschrieben. In Frankreich gab es seit dem 17. Jahrhundert eine Diskussion um die Wortstellung, die sich auch mit der erkenntnistheoretischen Frage des Zusammenhangs von Denken und Sprache verband (vgl. Ricken 1978). Der sogenannte *ordre naturel*, die feste Wortfolge Subjekt-Verb-Objekt, die nach rationalistischen Grundsätzen für das Denken vorgegeben sei und die sich in der stark fixierten Wortstellung des Französischen wiederfindet, wurde der flexibleren Wortfolge des Lateinischen gegenübergestellt, die größere Möglichkeiten für eine Markierung der Informationsstruktur bietet. Es lässt sich sicher leicht ahnen, dass die fixierte Wortfolge als Argument für die bessere Qualität des Französischen gedeutet wurde, da sie ja dem feststehenden Denken entspreche. Doch auch für eine flexiblere Wortfolge gab es Befürworter, die sich auf das bessere

Ausdrücken von Emotionen und Hervorheben einzelner Ideen durch Inversionen stützen konnten. Diese Diskussion wurde unter Beteiligung von Grammatikern und Philosophen, wie zum Beispiel Diderot, Voltaire und Condillac geführt. Sie strahlte auch auf andere europäische Länder aus.

Doch bereits bei den Rhetorikern der Antike kann man Ansätze zur Diskussion der Informationsstruktur finden. So behandelt zum Beispiel Quintilian das Hyperbaton, bei dem ein Satzbau erfolgt, bei dem syntaktisch zusammenhängende Wörter umgestellt oder durch einen Einschub getrennt werden. Dabei wird die Aufmerksamkeit vor allem auf das erste der beiden getrennten Wörter gelegt. Ein Beispiel findet sich in *Der Worte sind genug gewechselt* (Goethe, Faust I).

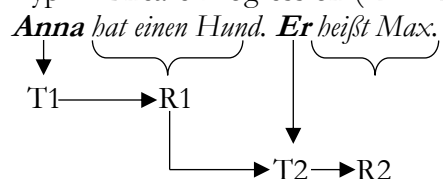
Am Beispiel des Begriffs der 'Informationsstruktur' habe ich zu zeigen versucht, dass man zu keinem Zeitpunkt der Entwicklung von Emergenz im reinen Sinne sprechen kann. Auch in der Blütezeit der Forschungen zur Informationsstruktur, beginnend mit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts bis etwa 2010, lassen sich die Eigenschaften des Begriffs auf frühere Elemente zurückführen. Das bedeutet natürlich nicht, dass nicht einzelne Forscher zu unterschiedlichen Zeiten den Begriff als völlig neu dargestellt hätten und ihn deshalb auch neu bezeichnen mussten. Dies war zum einen in der Prager Schule bei der Thema-Rhema-Theorie der Fall und dann wieder bei der Einführung des Terminus *Informationsstruktur*, der als völlig neu und nicht mit Thema und Rhema verwandt dargestellt wurde. Aus dem Gesagten wurde sicher deutlich, dass ich eine lange Geschichte der Sprachwissenschaft annehme, die weder bei Chomsky, noch bei Saussure noch im frühen 19. Jahrhundert beginnt.

3 Transformation

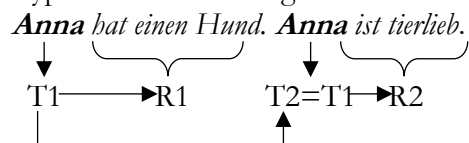
Unter Transformation von Begriffen verstehe ich deren Umwandlung und Umformung, die bis zur Unkenntlichkeit des bisherigen Anliegens und Inhalts gehen kann. Transformationen können durch die Veränderung der Zielstellung der Wissenschaftler entstehen, durch neue Anforderungen, durch Kontakte mit anderen theoretischen Ansätzen oder auch durch den Einbau in andere Theorien.

Auch der Begriff der 'Informationsstruktur' hat Transformationen erfahren. Noch in der Prager Schule war die Methode der Thema-Rhema Gliederung über die Verpackung der Information im einzelnen Satz hinaus auf die Strukturierung von Texten angewandt worden. Diese Ausweitung ergab sich aus der Anforderung an die Sprachwissenschaft, größere kommunikative Einheiten zu analysieren und sie brachte die Erklärung der Textstruktur mit sich. František Daneš (1918–2015) unterschied fünf solche Progressionstypen. Bei der linearen Progression wird jeweils das Rhema (R) des vorangegangenen Satzes zum Thema (T) des Folgesatzes, bei konstanter Progression bleibt dasselbe Thema über einen ganzen Text erhalten, Rahmenprogression bedeutet, dass ein Thema in zwei oder mehr Rhemen aufgeteilt wird, noch komplexer sind dann die Textgliederungen bei Hyperthemen und thematischen Sprüngen. Es ließ sich jedoch feststellen, dass kaum ein ganzer Text mit diesen Schemata beschrieben werden kann, sondern dass immer Mischformen vorliegen.

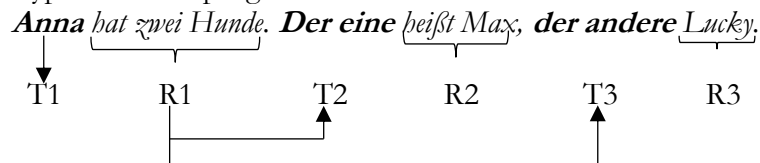
Typ 1: Lineare Progression (R1=T2)



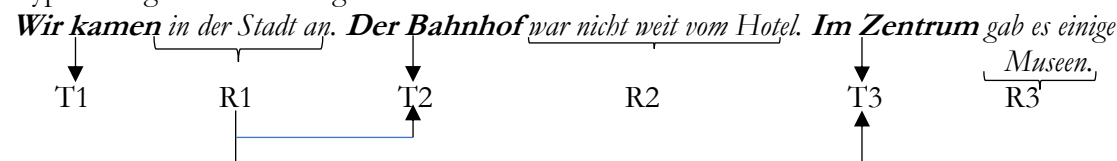
Typ 2: Konstante Progression



Typ 3: Rahmenprogression



Typ 4: Progression mit abgeleitetem Thema



Typ 5: Thematischer Sprung

Hans wird für einige Monate wegen Krankheit ausfallen. Die Vertretung muss erst eingearbeitet werden.

Übersprungen:

Hans ist nicht da.
Wenn jemand nicht da ist, gibt es eine Vertretung.
Die Vertretung ist noch nicht da.

Abbildung 5: Fünf Progressionstypen nach František Daneš

Eine weitere Entwicklung erfuhr die Methode der Beschreibung der Informationsstruktur im Quaestio-Modell von Christiane von Stutterheim (1997), in der die Quaestio als die Frage konzipiert wird, die in einem Äußerungsereignis beantwortet wird. Dabei bewirkt die Quaestio (a) die Festlegung eines Sachverhalts als Thema und damit verbunden die Selektion eines bestimmten Ausschnittes des beim Sprecher vorhandenen Wissens, (b) die Festlegung einer Perspektive und damit die spezifische Verankerung und Strukturierung des vorhandenen Wissens, (c) die hierarchische Organisation von Informationseinheiten in Hauptstrukturen, welche auf die Quaestio antworten, und in nicht quaestio-bezogene Nebenstrukturen eingeordnet sind und (d) die sequentielle Organisation der Informationseinheiten, d. h. ihre Linearisierung.

Auch diese Transformation des Begriffs der Informationsstruktur und der damit verbundenen Methoden wurde durch die Anforderungen hervorgerufen, größere Texte zu untersuchen.

Ohne es an dieser Stelle näher erklären zu können, möchte ich erwähnen, dass die Fokussierung und Topikalisierung auch in die generative Transformationsgrammatik integriert wurden. Das wurde durch die Definition von Topik (Top) und Fokus (Fok) als funktionaler Köpfe erreicht, nachdem Finitheit (Fin) und Satztyp (Typ) bereits als funktionale Köpfe definiert worden waren.

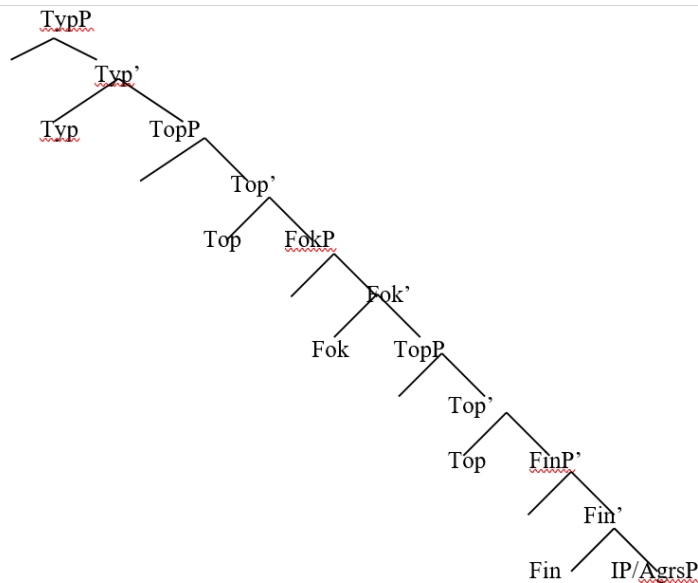


Abbildung 6: Topik und Fokus in der generativen Transformationsgrammatik

Im Folgenden soll die Transformation einer sprachwissenschaftlichen Methode an einem leichter zugänglichen Beispiel gezeigt werden, der Arbeit mit dem Begriff der ‘Lautgesetze’. In modernen Publikationen findet man diesen Begriff fast nur noch in Anführungsstrichen, was schon auf eine gewisse Distanzierung von seinem Inhalt hindeutet. Während sich Veränderungen in der Sprache häufig spontan und gewissermaßen desorganisiert vollziehen, folgen sie im Bereich der Phonetik häufig Prinzipien, die sich aus der Ökonomie ergeben. Denen entgegen steht der Bedarf an Differenzierung, der verhindert, dass zwei zu sehr ähnliche Phoneme und von daher auch Ambiguitäten entstehen. Das sind die zwei Prinzipien, denen die Lautentwicklung aller Sprachen folgt und die auch zur Annahme von Lautgesetzen geführt haben. Der Lautwandel war der Bereich des Sprachwandels, der im 19. Jahrhundert die meiste Aufmerksamkeit erhalten hat, eben weil sich Regelmäßigkeiten feststellen lassen, die es so in der Grammatik und der Lexik nicht gibt.

Ein wichtiger Auslöser für die Emergenz der Lautgesetze war die Entdeckung des Sanskrits, wobei das Wort *Entdeckung* nicht ganz richtig ist, denn diese alte Sprache der indischen Veden war längst bekannt, aber noch nicht als Brücke zwischen verschiedenen alten indoeuropäischen Sprachen genutzt worden. Der Ausgangspunkt für Lautgesetze ist die Feststellung empirischer Korrespondenzen, so korrespondieren die griechischen ε und o mit dem a in Sanskrit; griech. πατήρ- = skt. *pítár-* (‘Vater’) oder griech. δρυμός (‘Eichenwald’) = Sanskrit *drumas* (‘Bau’). Wie die Beispiele zeigen, können die Korrespondenzen auf der Lautebene festgestellt werden, jedoch nicht unbedingt auf der Bedeutungsebene.

Viele der für die indogermanischen Sprachen festgestellten Lautgesetze wurden von bestimmten Forschern entdeckt und tragen deren Namen. So beschreibt das Grimmsche Gesetz, benannt nach Jacob Grimm (1785–1863), auch Erste Lautverschiebung genannt, den Übergang vom indogermanischen zum germanischen Konsonantensystem. Diese Lautverschiebung fand wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. statt. Dieses Lautgesetz beschreibt die Behandlung der urindogermanischen Verschlusslaute, die sich in drei Phasen vollzog (vgl. Campbell 2004: 16–49):

- Urindogermanische stimmlose Verschlusslaute veränderten sich zu stimmlosen Frikativen (Tenuis-Spirans-Wandel). So fand ein Wandel vom stimmlosen p zu f statt, wie die

Bezeichnungen für ‘Fuß’ in außergermanischen, unverschobenen Beispielen (altgriechisch *πούς*, lateinisch *pēs*, altindisch *pāt* [Akkusativ *pādam*], russisch *нога*, litauisch *pėda*) im Vergleich zu den Entsprechungen in germanischen Sprachen (deutsch *Fuß*, englisch *foot*, gotisch *fōtus*, isländisch *fótur*, dänisch *fod*, norwegisch *foi*) zeigen.

- Urindogermanische stimmhafte Verschlusslaute werden zu stimmlosen Verschlusslauten (Media-Tenuis-Wandel). Zum Beispiel wurde der indogermanische stimmhafte Verschlusslaut *d*, den wir in lateinisch *decem* und den Entsprechungen in weiteren Sprachen (griechisch *δέκα*, altindisch *dása*, russisch *десять*, litauisch *dešimt*) sehen, im Germanischen zum stimmlosen *t*, wie in englisch *ten*, niederländisch *tien*, niederdeutsch *teihn*, gotisch *taīhun*, isländisch *tíu*, dänisch *tí*, norwegisch *tí*, schwedisch *tio*. Im Deutschen hat sich der Anfangslaut später dann weiter zu *z* (*zehn*) entwickelt.
- Urindogermanische stimmhafte aspirierte Verschlusslaute werden zu stimmhaften Frikativen (Media aspirata – Media-Wandel); letztlich wurden diese stimmhaften Frikative in den meisten germanischen Sprachen zu stimmhaften Verschlusslauten. Der indogermanische stimmhafte aspirierte Verschlusslaut *b^h* wurde letztlich zu stimmhaften Verschlusslaut *b*, wie in *Bruder* und den Entsprechungen in anderen germanischen Sprachen, vgl. altindisch *bhrātā* gegenüber deutsch *Bruder*, niederländisch *broeder*, englisch *brother*, gotisch *broþar*, isländisch *bróðir*, dänisch *broder*, schwedisch *broder*.

Dieses heute als *Grimmsches Gesetz* bekannte Lautgesetz ist jedoch nicht etwa von Grimm erfunden worden. Die erste Lautverschiebung wurde 1806 von Friedrich Schlegel sowie 1818 von Rasmus Christian Rask entdeckt. Was heute kaum bekannt ist, ist seine Erwähnung in einem eigentlich für die Sprachwissenschaft unbedeutenden Werk *Ueber die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache* von Johann Arnold Kanne aus dem Jahr 1804. Erst 1822 wurde es von Jacob Grimm ausformuliert. Können wir also den 200. Jahrestag der Emergenz des Grimmschen Gesetzes feiern? Wie bei vielen sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen geht der wirksamen Formulierung des Grimmschen Gesetzes eine lange Zeit voraus, in der es eigentlich schon bekannt war. Diese Erkenntnis tut jedoch dem Verdienst, es letztendlich in einer Form formuliert und publiziert zu haben, die auch rezeptionsfähig war, keinen Abbruch.

Es gibt mehrere Lautgesetze, die den Namen ihrer Entdecker oder geschickten Formulierer tragen: das Vernersche Gesetz, das Brugmannsche Gesetz, das Wackernagelsche Gesetz, das Grassmannsche Gesetz, das Lachmannsche Gesetz, das Leskiensche Gesetz und weitere. Sie sind ein Beleg dafür, dass der Terminus des Lautgesetzes im 19. Jahrhundert breite Verwendung fand und in der blühenden historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft eine Schlüsselstellung einnahm.

Doch wie wurde das Denken in Lautgesetzen transformiert? Zunächst waren die genannten Lautgesetze für punktuelle, aber das gesamte Sprachsystem durchgreifende Entwicklungen in einzelnen Sprachen formuliert worden. Bei den Junggrammatikern, einer Leipziger Schule, die sich Ende der 1870er Jahre um August Leskien (1840–1916), Karl Brugmann (1849–1919) und Hermann Osthoff (1847–1909) gebildet hatte, war das Postulat der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze hinzugekommen.

Der Germanist Wilhelm Scherer (1841–1886) hatte die Ansicht von der Ausnahmslosigkeit bereits 1875 vertreten und drei Jahre später wurde sie von den Junggrammatikern Hermann Osthoff und Karl Brugmann folgendermaßen formuliert:

Aller Lautwandel, soweit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen, d.h. die Richtung der Lautbewegung ist bei allen Angehörigen einer Sprachgenossenschaft, außer dem Fall, daß Dialektspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle Wörter, in denen

der der Lautbewegung unterworfenen Laut unter gleichen Verhältnissen erscheint, werden *ohne Ausnahme von der Veränderung ergriffen*. (Osthoff/Brugmann 1878: Bd. 1: XIII)

Dieses Postulat wurde maßgeblich durch den Wettbewerb der Geisteswissenschaften mit den Naturwissenschaften stimuliert. Lautgesetze sollten wie Naturgesetze wirken. Die Junggrammatiker orientierten sich an der Doktrin des Physiologen Emil Heinrich du Bois-Reymond (1818–1896) von der Ausnahmslosigkeit der Naturgesetze und übertrugen sie auf die Beschreibung der lautlichen Seite der Sprache, die sie als gegenüber der Syntax und Semantik als vollkommen autonom auffassten. Die Psychophysiologie des Sprechaktes in ihrer augenblicklichen und historischen Dimension war für sie der Hauptgegenstand der Sprachwissenschaft. Ihr Vorgehen war dabei positivistisch und sie wollten sprachwissenschaftliche Erkenntnisse ausschließlich auf beobachtbaren Tatsachen und nicht auf Abstraktionen aufbauen.

Der Name *Junggrammatiker* war ursprünglich scherzhaft von dem Germanisten Friedrich Zarncke (1825–1891) eingeführt worden, einem älteren Wissenschaftler, der sie in Anlehnung an Bezeichnungen von Vertretern revolutionärer Bewegungen prägte, wie zum Beispiel *Junghegelianer*. Die Junggrammatiker sollen sich aber auch recht militant verhalten haben. Später wurde diese Bezeichnung jedoch auch von ihnen selbst für sich aufgenommen und im positiven Sinne umgewertet.

Das militante Auftreten der Junggrammatiker trat auch in deren Schriften zu Tage, insbesondere in der auf der Basis der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze erfolgten Erklärung zahlreicher anerkannter Wortverwandtschaften als unmöglich. Der Streit zwischen den Junggrammatikern und den älteren, insbesondere Georg Curtius (1820–1885) und August Friedrich Pott (1802–1887) ist als Lautgesetz-Streit in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen.

Die Hochzeit der Junggrammatiker war das Jahr 1876, in dem sie mehrere bedeutsame Werke hervorbrachten:

- August Leskien: *Deklination im Slawisch-Litauischen und Germanischen*,
- Eduard Sievers (1850–1932): *Grundzüge der Lautphysiologie*. Dieses Werk beruht auf umfassenden eigenen Untersuchungen von Sievers, der nicht mehr bloß den Einzellaut, sondern den Laut in seiner Umgebung betrachtet,
- Hermann Osthoff: Entdeckung der „liquida sonans“ im Indogermanischen. Durch die unterschiedliche Entwicklung der „liquida sonans“ in den Einzelsprachen erklärte Osthoff eine Fülle von auffallenden Besonderheiten im Vokalismus,
- Karl Brugmann: Aufsatz über Nasalis sonans in der indogermanischen Ursprache.

In dieser Zeit war bereits das mit mehr Vorsicht formulierte Prinzip der Entwicklung der Sprachen nach Lautgesetzen in das Postulat der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze transformiert worden. Die 1876 veröffentlichten Arbeiten waren sämtlich Ergebnisse der Bemühungen um die lautliche Seite der Sprache, keine Zufallsentdeckungen oder geniale Feststellungen, sie waren alle der systematischen Erforschung einer Masse von ungeklärten Besonderheiten in der Lautentwicklung zu verdanken und setzten Gesetzmäßigkeit an Stelle früherer Regellosigkeit. Zu diesem Zeitpunkt erschien die Verkündung der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze berechtigt und logisch, obwohl sie nicht beweisbar, sondern ein Glaube war, in dem eine Generation von Wissenschaftlern sich vereinigte und erkannte.

Natürlich trug das Postulat der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze seinen Verfechtern auch Ärger und Anfechtungen ein. Auf der Suche nach allgemeingültigen Gesetzen trafen die Junggrammatiker immer wieder auf Ausnahmen und Sonderfälle, die man als noch nicht

erkannte Regeln erklärte. Wo das Prinzip der Ausnahmslosigkeit versagte, nahmen die Junggrammatiker das Wirken der Analogie als Erklärung an. Ausnahmen wurden damit immer als Anpassung an bereits bestehende verwandte Formen erklärt.

Die Annahme einer Entwicklung von Lauten nach analogen Formen war bereits ein erster Schritt der Anpassung des Postulats der Lautgesetze an die Realität der Sprache und damit eine Transformation.

Heute wird die Regelhaftigkeit der Lautveränderungen zwar als Faktum anerkannt, der Terminus Lautgesetz tritt jedoch kaum auf und wenn stark distanziert. Viele Wissenschaftler lehnen das Wirken von Lautgesetzen heute ab und beziehen sich auf soziolinguistische Arbeiten, die den allmählichen Charakter lautlicher Veränderungen und ihre ungleiche Verteilung in einer Sprachgemeinschaft bewiesen haben (z.B. Labov 1994). So variiert im Englischen die Form des Gerundiums in Abhängigkeit vom Sprachregister zwischen der familiären Form auf -in und der Prestigeform auf -ing. Ich zögere noch etwas, den Begriff der Lautgesetze für obsolet zu erklären, da er noch immer verwendet wird, keinesfalls kann er jedoch heute als alleiniger methodologischer Ansatz in der Erklärung von Sprachwandelprozessen verwendet werden.

Insgesamt hat die Entwicklung der Arbeit mit dem Begriff des Lautgesetzes jedoch im Hinblick auf die Transformation von Begriffen Folgendes gezeigt:

- Der in historiographischen Publikationen seriell bestätigte Ausgangspunkt ist nicht unbedingt der Ort und der Zeitpunkt der Emergenz eines Begriffes oder einer Methode, es kann vorher bereits eine mehrfache Transformation eingetreten sein.
- Ein Konzept, das zunächst erfolgreich bei der Erklärung eines Sachverhalts oder bei der Herstellung von Zusammenhängen war, kann zugespitzt werden, etwa zur Ausnahmslosigkeit. Dadurch können Probleme in der Erfassung der Wirklichkeit entstehen, die durch Hilfskonstruktionen – wie die Analogie – zu lösen versucht werden.
- Durch exzessives Anwenden eines Konzepts trifft es an seine Grenzen, was die Kritik daran verstärkt und die Nutzung des Konzepts einschränkt.

4 Obsoleszenz

Von Obsoleszenz in einer Geisteswissenschaft zu sprechen, fällt genauso schwer wie von Emergenz, denn ebenso wie man für neu entwickelte Methoden und frisch definierte Begriffe meistens Vorläufer finden kann, verschwinden Theorien nicht so einfach. Es bleibt meistens etwas von ihnen übrig oder man kann sich noch viel später auf in der Zwischenzeit obsolet gewordene Theorien beziehen. Es ist eben nicht so, wie es Thomas S. Kuhn in seinem Buch *The Structure of Scientific Revolutions* (1962) für die Naturwissenschaften beschrieben hat, dass wissenschaftliche Paradigmen sich vollständig ablösen würden. In den Geisteswissenschaften ist es nicht einfach möglich, einen neuen Ansatz als den höher entwickelten und besseren zu betrachten, da er bestimmte Aspekte des alten, abgelösten Ansatzes ausblenden kann. Nichtsdestotrotz finden sich natürlich auch in geisteswissenschaftlichen Arbeiten, die Neuanfänge setzen wollen, immer wieder Erklärungen bestimmter Denkmuster, Begriffe und Methoden als überholt, nicht mehr anwendbar, obsolet.

Das Vergessen ist in den letzten Jahren zu einem Gegenstand in der Wissenschaftsgeschichte geworden, der in vielen Disziplinen untersucht wurde. Im gegenständlichen Bereich ist es selbstverständlich, dass Produkte obsolet werden, weil andere produziert werden, die ihre Funktionen besser erfüllen. Ein Computer muss zum Beispiel ersetzt werden, wenn das Betriebssystem nicht mehr aktualisiert werden kann oder die Kapazität nicht ausreicht, um damit zu arbeiten.

Es können jedoch auch ganze Diskurstraditionen verschwinden, wenn sie nicht mehr interessierende Gegenstände betreffen, die Kontexte, in denen sie gebraucht wurden, verschwunden sind oder bestimmte Erklärungsmuster durch neue ersetzt werden. Auf diese Weise können ganze Teile des Schaffens von Wissenschaftlern in Vergessenheit geraten. Ein beeindruckendes Beispiel dafür sind die theologischen Schriften von Isaac Newton (1642–1727), die der Autor selbst für viel wichtiger als seine naturwissenschaftlichen Forschungen hielt, die aber der Stilisierung Newtons als eines der Väter der wissenschaftlichen Revolution zum Opfer fielen. Gerade in den Geisteswissenschaften sollte man aber vorsichtig mit dem „Verwerfen“ veraltet erscheinender Diskurstraditionen sein, denn sie berücksichtigen oft Aspekte der betrachteten Objekte, die sonst verloren gehen würden.

Für eine wissenschaftshistorische Bearbeitung des Vergessensproblems ist vor allem eine Beschäftigung mit den Gründen des Vergessens wichtig. Dazu gab es in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Forschungen, hier seien nur einige genannt, die unterschiedliche Wissenschaften betreffen und teilweise auch ganz unterschiedlich motiviert sind: Garfield 1977, Schlieben-Lange 1984, Weinrich 1997, Krämer 2000, Blair 2010, Harrison 2013, Draaisma 2015, Assmann 2016, Lamers/Van Hal 2020, Lamers/Van Hal/Clercx 2020, Haßler 2020, Haßler 2022.

Doch um das Vergessen in der Historiographie selbst zumindest etwas abzuschwächen, sei zunächst ein ganz frühes Beispiel genannt. In seiner Schrift *The Advancement of Learning* (1605) argumentierte Francis Bacon (1561–1626) für die Notwendigkeit einer universellen Geschichte der Gelehrsamkeit als Teil seines Plans zur Reform des Wissens. Neben einer Geschichte, die den Ursprung und die Entwicklung der verschiedenen Wissensgebiete durch die Epochen hindurch behandelt, sollte es nach seiner Auffassung auch eine geben, die deren Verfall, Niedergang, Vergessen, Aufhebung und die Ursachen und Anlässe dafür beschreibt („decays, depressions, oblivions, removes, with the causes and occasions of them“, Bacon 1851 [1605]: II, 1, 2). Bacons Beharren auf Verfall, Depression, Vergessen und Entfernung ist ungewöhnlich. Es gab (und gibt) keine Geschichte des Wissens, die systematisch – und über das gelegentliche Interesse an längst vergessenen Kuriositäten hinaus – Erzählungen darüber enthalten würde, wie das Wissen in Vergessenheit geriet. Dies ist bemerkenswert, wenn man bedenkt, dass in einigen Bereichen der Geisteswissenschaften sowohl das Vergessen als auch das Erinnern ein heiß diskutiertes Thema bleiben. Wie anderswo ist auch in der Wissenschaftsgeschichte das Vergessene nicht nur interessant, weil wir mit Teilen dessen konfrontiert werden, was wir noch nicht getan haben, sondern auch wichtig, weil Auslassungen oft ein neues Licht auf das werfen, was wir sicher zu wissen glaubten. (Lamers/ Van Hal/ Clercx 2020: 5–6).

In der Geschichte der Sprachwissenschaft gibt es eine Pionierstudie von Brigitte Schlieben-Lange aus dem Jahr 1984, in der sie das akademische Vergessen behandelt. Sie stellt darin fest, dass die Hauptaufgabe des Wissenschaftshistorikers darin besteht, die Veränderung der Wissensbestände einer Disziplin zu rekonstruieren (Schlieben-Lange 1984: 19–20). Das Vergessen diskutiert sie dabei als einen der wichtigsten Faktoren in den Veränderungsprozessen und setzt es in Beziehung mit Prozessen der Kanonisierung, Zensur, Repression, Restrukturierung und Partikularisierung, von denen einige sich mit unserem Verständnis des Vergessens überschneiden. Schlieben-Lange hat sich mit ihren Mitarbeitern mit Texten der französischen Ideologen an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert und ihren Auswirkungen auf Europa befasst. Diese Gruppe von Sprachtheoretikern, Grammatikern, Anthropologen und Medizinern, die vor allem eine Zeichentheorie gemeinsam hatten, war zum damaligen Zeitpunkt weitgehend vergessen, wozu der Paradigmenwechsel hin zur historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts, aber auch die bewusste Unterdrückung der Doktrin der Ideologen geführt haben.

Betrachten wir zunächst ein Beispiel, das zeigen soll, wie ein sprachwissenschaftlicher Begriff in den letzten 20 bis 30 Jahren obsolet wurde. Es geht um den sprachwissenschaftlichen Begriff der 'Opposition' in der Semantik, also der Beschreibung von Bedeutungen. Um zu verstehen, was in diesem Fall vergessen wurde, muss jedoch zunächst das prominent Werden dieses Begriffs in der Geschichte der Sprachwissenschaft bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts kurz erklärt werden.

Wir hatten gesehen, dass Ende des 19. Jahrhunderts die Doktrin der Junggrammatiker als nicht mehr befriedigend betrachtet wurde. Neben der Kritik an dem Postulat der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze war es vor allem ihr Positivismus, das völlige Ausblenden der Bedeutungsseite der Sprache und die punktuelle Betrachtung einzelner Laute in ihrer Entwicklung, die für die Erklärung verschiedener Aspekte der Sprache nicht ausreichten und zum allmählichen Verschwinden der Doktrin der Junggrammatiker führten. Für die Erklärung des Funktionierens der Sprache brauchte man eine Theorie, die nicht einzelne Laute, sondern die Gesamtheit der Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt betrachtete. Die neue Theorie musste also die Sprache synchron betrachten, d.h. das Zusammenwirken der Sprachmittel, die dem Sprecher zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Verfügung stehen, in den Mittelpunkt stellen. Für viele ist der *Cours de linguistique générale* von Ferdinand de Saussure, der 1916 auf der Basis der Mitschriften seiner Schüler und Kollegen veröffentlicht wurde, der Punkt der Emergenz dieser neuen Lehre. Es würde zu weit gehen, jetzt dagegen zu polemisieren, es gibt aber natürlich davor eine lange Geschichte struktureller Betrachtungen der Sprache, die auch begriffliche Arbeit geleistet haben (vgl. Haßler 1991). Das Buch von Saussure, das er ja gar nicht selbst geschrieben hat, kam einfach zu einem günstigen Zeitpunkt, um zu einem wichtigen Referenztext zu werden.

In der Tat taucht aber bei Saussure der Terminus *opposition* reichlich auf und er bezeichnet den Unterschied zwischen zwei sprachlichen Ausdrücken im Hinblick auf ihre Form oder ihren Inhalt. Das zeigt auch dieses Beispiel, in dem er zwei deutsche Formen in Opposition zu einander stellt, er benutzt deutsche Beispiele sonst nur äußerst selten:

Au contraire le fait de synchronie est toujours significatif ; il fait toujours appel à deux termes simultanés ; ce n'est pas *Gäste* qui exprime le pluriel, mais l'opposition *Gast : Gäste*. Dans le fait diachronique, c'est juste l'inverse : il n'intéresse qu'un seul terme, et pour qu'une forme nouvelle (*Gäste*) apparaisse, il faut que l'ancienne (*gasti*) lui cède la place. (Saussure, Wunderli 2013 : 200)

Die synchronischen Fakten dagegen sind immer signifikant; es ist nicht die Form *Gäste*, die den Plural zum Ausdruck bringt, sondern die Opposition *Gast : Gäste*. Bei der diachronischen Erscheinung liegen die Dinge genau umgekehrt: Sie betrifft nur einen einzigen Term, und damit eine neue Form (*Gäste*) sich durchsetzen kann, muss ihr die alte (*gasti*) Platz machen. (Übersetzung von Saussure, Wunderli 2013: 201)

In dieser Verwendung des Terminus *Opposition* wird ein Grundgedanke der strukturellen Linguistik bereits sehr deutlich: nicht die einzelne sprachliche Form bringt etwas zum Ausdruck, sondern erst die Opposition zu einer anderen Form: *es ist nicht die Form Gäste, die den Plural zum Ausdruck bringt, sondern die Opposition Gast : Gäste*. Letztendlich wird das Wesen eines sprachlichen Zeichens auch nicht durch sich selbst, sondern durch die Opposition zu benachbarten Zeichen ausgemacht. Für Saussure gehören Bedeutungen zu einer amorphen Masse der ausdrückbaren Inhalte und sie werden erst dann zu Bestandteilen sprachlicher Zeichen, wenn ihnen Lautformen zugeordnet werden.

Das differenziell-oppositive Prinzip verdeutlicht Saussure anhand eines einfachen Beispiels: das französische Wort *mouton* kann in einer konkreten Verwendung die gleiche Bedeutung haben wie das englische *sheep*, aber nicht den gleichen Wert im System der Sprache. Und das vor allem aus dem folgenden Grund: Wenn wir über einen zubereitetes und am Tisch

serviertes Stück Fleisch sprechen, sagt der Engländer *mutton* und nicht *sheep*. Die Wertdifferenz zwischen *sheep* und *mouton* kommt daher, dass das erste (also das englische *sheep*) ein zweites Wort an seiner Seite hat, was für das französische Wort nicht der Fall ist (Sausure/Wunderli 2013: 250). Die Bedeutung der Wörter ergibt sich also aus Oppositionen.

Der Oppositionsbegriff wurde zunächst in der Phonologie produktiv angewandt und durch die Prager Schule weiterentwickelt. In der Beschreibung von Lauten ist die Anwendung des Oppositionsbegriffs auch durchaus sinnvoll, zum Beispiel verfügen die stimmhaften Verschlusslaute b, d und g über das Merkmal der Stimmigkeit, das den stimmlosen p, t, k fehlt. Für die Beschreibung anderer Laute, insbesondere für Vokale, ist es nicht ganz so einfach, auf jeden Fall sind die Merkmale, die zueinander in Opposition gesetzt werden, im Bereich der Laute aber physikalisch überprüfbar.

1965 versuchte der französische Sprachwissenschaftler Bernard Pottier auch die Bedeutungen sprachlicher Zeichen mit Merkmalsoppositionen zu beschreiben. Hierfür wurde der Begriff des Sems entwickelt, das ein distinktives Merkmal von Bedeutungen ist. Seme werden auf der Basis des Vergleichs der Bedeutungen der Bestandteile eines Wortfeldes ermittelt.

Wortfeld Sitzmöbel	'mit Rückenlehne'	'auf Füßen'	'für <u>eine</u> Person'	'zum Sitzen'	'mit Arm- lehnen'	'aus hartem Material'
chaise 'Stuhl'	+	+	+	+	-	+
fauteuil 'Sessel'	+	+	+	+	+	+
tabouret 'Hocker'	-	+	+	+	-	+
canapé 'Kanapee'	+	+	-	+	+	+
pouf 'Sitzkissen'	-	+	+	+	-	-

Abbildung 7: Semtabelle nach Pottier (1965)

Die Bedeutung von Wörtern wollte man dann als Kombination von Semen beschreiben, wobei jedes Wort sich in mindestens einem dieser Seme von anderen Wörtern unterscheidet. Nach der oben stehenden Tabelle würde sich also die Bedeutung von *chaise* aus den Semen 'mit Rückenlehne', 'auf Füßen', 'für *eine* Person', 'zum Sitzen', 'aus hartem Material' zusammensetzen, während für *fauteuil* 'mit Armlehnen' hinzukäme.

Die Digitalisierbarkeit dieser Sembeschreibungen war einer der Gründe, weshalb man diese Methode mit Euphorie begrüßte. Es ist jedoch sicher leicht nachvollziehbar, dass die Einfachheit des von Pottier gewählten lexikalischen Feldes über die Schwierigkeiten bei der Anwendung etwa auf Abstrakta, Verben oder Funktionswörter hinwegtäuschte. Dass diese Methode der Beschreibung der Bedeutung von sprachlichen Zeichen heute obsolet ist, liegt sicher vor allem am Vergessenspotenzial der Methode selbst.

Unter Vergessenspotenzial versteht man die Merkmale der vergessenen Theorie selbst, ihre Einseitigkeiten, vielleicht auch Fehler, die in ihrer Anwendung zutage treten. Folgende Eigenschaften der strukturellen Semantik gehören auf jeden Fall zu ihrem Vergessenspotenzial:

- Vor allem erscheint die Realität der Seme selbst logisch nicht begründbar. Während phonologische Merkmale bestimmten artikulatorisch oder akustisch messbaren Qualitäten entsprechen, entstehen Seme immer aus der Abgrenzung von Lexemen und werden dann für deren Beschreibung eingesetzt. Es liegt also ein zirkuläres Vorgehen vor.
- Wenn man die Methode ernst nimmt, müsste jedes Sem eine distinktive Funktion haben. Das ist bei dem von Pottier gewählten Wortfeld aber schon bei dem Sem ‘zum Sitzen’ und auch bei ‘auf Füßen’ nicht klar.
- Ein weiterer Grund für das Vergessen der Semanalyse kann der Ausschluss der Polysemie sein. Der europäische Strukturalismus betrachtet immer nur eine Bedeutung eines Lexems, also gewissermaßen das monosemierte Semem. Die meisten Wörter sind aber polysem und müssen anders beschrieben werden. Es ist zum Beispiel kaum möglich, gemeinsame Merkmale der Bedeutungen ‘Sofa’ und ‘belegte Brotscheibe’ des Lexems *canapé* zu finden, die dann auch noch der Abgrenzung von Bezeichnungen anderer Sitzmöbel und Lebensmittel dienen würden.

Bereits diese drei Argumente sprechen für ein beträchtliches Vergessenspotenzial der Semanalyse und des ihr zugrundeliegenden Oppositionsbegriffs.

Außerdem spricht gegen die Möglichkeit des Vergessens einer Theorie ihre Einzigartigkeit. Sehr oft gerät eine Idee, eine Formulierung, eine Methode zusammen mit ihrem Autor oder Schöpfer in Vergessenheit. Manchmal überlebt eine Idee dagegen die Erinnerung an ihren Autor, dessen Name und Beitrag zum Fachgebiet dann vergessen sind. In der Soziologie der Wissenschaften (Merton 1968: 28, 35–37) bezeichnet der Begriff *obliteration by incorporation* (meist abgekürzt als OBI) das Phänomen, dass der Schöpfer einer Idee aufgrund des Erfolgs dieser Idee vergessen wird, gerade weil sie in viele Gebiete einbezogen wird. Die Idee hat sich so etabliert, ist kanonisch geworden und so weit verbreitet, dass sie zum Allgemeinwissen geworden ist.

Auf die Grundidee der strukturellen Semantik, die Beschreibung der sprachlichen Bedeutungen mittels Oppositionen, trifft das durchaus zu. In kaum einer Einführung in die Linguistik der siebziger bis neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts fehlen Semtabellen, wobei in einigen Fällen nicht einmal der Name ihres Urhebers Pottier genannt wird. Die Grundidee der Bedeutungsbeschreibung mittels distinktiver Merkmale wurde auch weiterentwickelt und transformiert und sie liegt vielen Anwendungen in den Sprachtechnologien zu Grunde (vgl. Carstensen 2017: 18). Der Weg von der gezeigten Semtabelle zu solchen Anwendungen ist natürlich ziemlich weit und heutigen Computerlinguisten und Sprachtechnologien oft gar nicht mehr bewusst.

Außerhalb solcher anwendungsbezogenen Forschung trug neben dem bereits genannten Vergessenspotenzial jedoch auch die Entwicklung anderer Beschreibungsmöglichkeiten von Bedeutungen zum Vergessen der strukturellen Semantik in der Linguistik bei. Wie wir bereits gesehen haben, bestand eine große Schwäche der strukturellen Semantik in ihrer Unfähigkeit, die Polysemie von Wörtern zu erklären. In den meisten Fällen wurde die Auseinandersetzung mit der Mehrdeutigkeit bereits dadurch vermieden, dass man eben nur die im jeweiligen Wortfeld relevante Bedeutung analysierte. Schwierig wird es jedoch, wenn versucht wird, Wörter auf eine Grundbedeutung zu reduzieren. Außerdem ergaben sich Unterschiede in der Verwendung einzelner Wörter bei Sprechern von Sprachen in unterschiedlichen Teilen der Welt.

Zur Lösung dieser Probleme war eine andere Betrachtungsweise notwendig, die mit der kognitiven Semantik geliefert wurde. Man hatte zum Beispiel festgestellt, dass die Sprecher mit dem Wort für den Begriff ‘Vogel’ unterschiedliche Vorstellungen verbanden. In unserer

Gegend war der prototypische Vertreter der Spatz und sicher nicht der Pinguin oder der Kiwi.

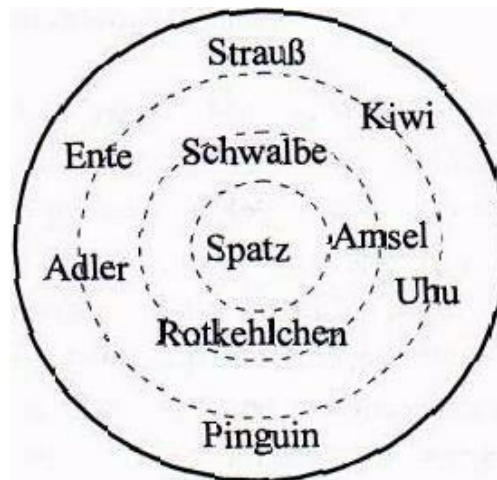


Abbildung 8: Prototyp 'Vogel'

Die Bedeutung eines Wortes wurde also als von den Eigenschaften eines Prototypen ausgehend betrachtet. Für Vertreter der Peripherie wird dieses Wort immer noch angewendet, obwohl Abstriche von den prototypischen Eigenschaften gemacht werden. Die kognitive Semantik befasst sich also vorwiegend mit Familienähnlichkeiten. Sie setzt anstelle einer *semasiologischen* Perspektive („Welche Bedeutung hat das Wort X?“) die *onomasiologische* („Wie benennt man diesen Referenten?“). Statt der *intensionalen* Bedeutungsbeschreibung eines Lexems durch distinktive semantische Merkmale wird eine *extensionale* Kategorie mit einem prototypischen Vertreter als Kern ('Spatz') angenommen.

Mit dem Konzept der Ähnlichkeit konnte man auch das Problem der Polysemie in den Griff bekommen. Bezeichnungen werden aufgrund von Ähnlichkeit der bezeichneten Gegenstände übertragen. Als nach Zeichnungen von Douglas C. Engelbart die erste Computermaus gebaut wurde, bekam das entsprechende Patent 1967 den Namen *X-Y position indicator for a display system*, was natürlich viel zu kompliziert war. Der Name *Maus* wurde aus der Ähnlichkeit zum Nagetier abgeleitet, die bei dem Prototypen der Computermaus noch gar nicht so groß war. Vielleicht hat der Name neben ergonomischen Gesichtspunkten sogar dazu beigetragen, das Gerät an das Aussehen des Tiers anzunähern. Bei heutigen Mäusen ist die Ähnlichkeit der Form natürlich zurückgegangen, die Bezeichnung wird aber aufgrund der Konstanz der Funktion beibehalten.

Nachdem die strukturelle Semantik mit ihrem Oppositionsbegriff über Vergessen durch Inkorporation (OBI) in den Sprachtechnologien aufgehoben und in der Semantik eine erklärungsmächtigere Theorie für die Bedeutungen gefunden war, konnte also diese Methode vergessen werden.

5 Einige methodologische Anmerkungen zur Untersuchung des Vergessens in den Wissenschaften

Das Interesse der Wissenschaftler am Vergessen wurde in den letzten Jahrzehnten vor allem durch das überwältigende Interesse an der Gedächtnisforschung sowie durch die Folgen der digitalen Datenspeicherung und -verarbeitung geweckt. Versuche, das Vergessen im Kontext der Gedächtnisforschung zu theoretisieren, haben inzwischen zu einigen schrulligen Neologismen wie *Lethotologie* und *Amnesiologie* sowie zur nüchternen Bezeichnung *Vergessensforschung*

geführt (Plate 2016). Als natürlicher Teil der Untersuchung des Nichtwissens oder der „kulturellen Produktion von Unwissenheit“ ist das Vergessen auch Teil eines Forschungsgebiets, das in einem programmatischen Band von Proctor und Schiebinger (2008) *Agnotologie* genannt wurde. Das Interesse am Vergessen in den Wissenschaften wurde durch ein Projekt von Han Lamers, Toon Van Hal und Sebastiaan G. Clercx (2020) wieder deutlich sichtbar.

Der Sprach- und Kulturwissenschaftler Harald Weinrich (1927–2022) hat den Begriff des wissenschaftlichen Oblivionismus geprägt (Weinrich 2004: 212–218). Weinrich definierte das „wissenschaftliche Vergessen“ als Selektionsmechanismus in den Naturwissenschaften und veranschaulichte es am Beispiel der Arbeit der Nobelpreisträger James Watson (*1928) und Francis Crick (1916–2004) (vgl. Watson/Crick 1953).

Inwieweit das einem Objekt innewohnende Vergessenspotenzial zum Tragen kommt, hängt stark von den spezifischen historischen Kontexten ab. Die relevanten historischen Variablen, die zu berücksichtigen sind, wären Zeit, Ort, direkter wissenschaftlicher Kontext und/oder das allgemeine intellektuelle oder kulturelle Klima. Um zu veranschaulichen, wie dieses dynamische Zusammenspiel funktioniert, soll als Ausgangspunkt Weinrichs Interpretation der Strategien von Watson und Crick erwähnt werden, die er „wissenschaftliche Vergesslichkeit“ nannte. Ihre „Faustregeln“ lauteten nach Weinrich wie folgt:

- Alles, was in anderen Sprachen als Englisch veröffentlicht wird – vergiss es!
- Alles, was in einem anderen Genre als dem eines Zeitschriftenartikels veröffentlicht wird – vergiss es!
- Alles, was in einer anderen Zeitschrift als den angesehenen veröffentlicht wurde – vergiss es!
- Alles, was vor mehr als ca. fünf Jahren veröffentlicht wurde – vergiss es!

Wie Weinrich beobachtet hat, ist diese Form des Vergessens in den Naturwissenschaften zur gängigen Praxis geworden. Und da viele Linguisten Entwicklungen in den Naturwissenschaften sofort nachahmen, ist dieses Vergessen ein integraler Bestandteil des Habitus eines Sprachwissenschaftlers geworden. Wichtig ist jedoch, dass Weinrich (2004: 217) darauf hinweist, dass diese spezifische Form des Vergessens keineswegs universell gültig ist. Wissenschaftliche Gemeinschaften haben ihre eigenen Regeln und Konventionen, wenn es zum Beispiel um den Umgang mit Publikationen in anderen Sprachen als Englisch und Veröffentlichungen in anderen Formaten als Artikeln in hochrangigen Formaten geht. Es ist zum Beispiel sehr unwahrscheinlich, dass ein klassischer Philologe in Bezug auf die Arbeit seiner Vorgänger offen die gleiche Form von Vergesslichkeit an den Tag legen wird wie Watson und Crick. Das hat alles mit dem Ideal der Vollständigkeit und dem damit einhergehenden Erinnerungsimperativ zu tun, der in der Geschichtswissenschaft verbreiteter ist als in den Naturwissenschaften.

Der Hintergrund, vor dem Weinrichs wissenschaftliches Vergessen zu verstehen ist, ist das Phänomen der Informationsüberlastung, die häufig auch für Informationsredundanz genommen wird. Informationsüberlastung kann als das Ergebnis einer hohen Anzahl übereinstimmender und ähnlicher, potenziell prekärer Wissensbestände auf der einen Seite und einer Gemeinschaft, die nicht in der Lage ist, diese hohe Anzahl auf effiziente Weise zu verarbeiten, interpretiert werden. Weinrichs Beispiel des wissenschaftlichen Vergessens zeigt also, wie Lösungen, die speziell auf die Bewältigung der Informationsflut abzielen, Prozesse des so genannten „intentionalen Vergessens“, das sich vielfach als „intentionales Vernachlässigen“ darstellt, implizieren. Auch der Prozess der Kanonisierung, der oft vor dem Hintergrund der Informationsüberlastung zu verstehen ist, zeigt deutlich, wie wissenschaftliches Vergessen katalysiert werden kann. Hat sich ein Kanon erst einmal etabliert – sei es auf spontanem Wege oder durch eine Setzung von Autoritäten – wirkt er oft wie eine Falle, aus

der man sich nicht so leicht befreien kann. Der genannte Vergleich zwischen den Naturwissenschaften und klassischen Studien zeigt jedoch, dass selbst in Fällen, in denen die Informationsüberlastung die Vergesslichkeit fördert, die genaue Art und Weise des Vergessens außerhalb der untersuchten wissenschaftlichen Kontexte nicht richtig verstanden werden kann.

Neben der reinen Quantität der Informationen wird bei der Erklärung des wissenschaftlichen Vergessens auch die wahrgenommene Art oder Qualität eines bestimmten Wissens berücksichtigt. Die Rolle der Qualität oder der Art der vergessenen Wissensbestände wurde vor allem von Schlieben-Lange (1984) hervorgehoben. Sie hat eine interessante Unterscheidung zwischen problematischen und unproblematischen „Wissensbeständen“ getroffen, d.h. zwischen Wissen, das von der wissenschaftlichen Gemeinschaft problematisiert und diskutiert wird, und Wissen, das nicht problematisiert, sondern im Gegensatz dazu – oft stillschweigend – akzeptiert wird. Auf den ersten Blick würde man vielleicht nicht erwarten, dass unproblematisches Wissen dem Vergessen anheimfällt. Unter bestimmten Umständen kann genau das passieren: Wenn Gelehrte die wissenschaftliche Gültigkeit bestimmter Wissensbestände akzeptieren und sie in ihrer Arbeit nicht mehr diskutieren oder debattieren, werden spätere Gelehrtengenerationen, die sich von dem bisherigen Konsens entfernt haben, sie in der Arbeit ihrer Vorgänger nicht mehr finden. In der Sprachwissenschaft ist genau das mit Grundbegriffen der Grammatik passiert, die viele Sprachwissenschaftler nicht mehr kennen und deshalb neue Termini und Begriffe erfinden, die die Realität der Sprache aber oft ungenügend erfassen.

Wird Wissen hingegen aufgrund seines kontroversen Inhalts problematisiert, kann es akzeptiert und übernommen (Sicherung), angepasst und in bestehende Wissensbestände integriert (Aufhebung) oder aus rationalen Gründen abgelehnt werden (Ablehnung). Ich habe solches Vorgehen mit Wissensbeständen *Transformation* genannt. Wenn ein problematischer Wissensbestand als gefährlich oder aus anderen Gründen unerwünscht empfunden wird, kann seine Existenz aktiv unterdrückt werden, es findet Tabuisierung statt, was neben dem unproblematisch und akzeptiert Sein als zweiter wichtiger Grund für das Vergessen in der Wissenschaftsgeschichte angesehen wird. Das zeigt auch die Wichtigkeit eines kulturgeschichtlichen Ansatzes für die Geschichte des Vergessens in der Wissenschaft in Ergänzung zum soziologischen Ansatz, der sich eher auf Strukturen und Gewohnheiten als auf den Inhalt des Wissens konzentriert. Aufbauend auf Weinrichs Konzept entwickelte der Soziologe Oliver Dimbath einen Begriff des „wissenschaftlichen Vergessens“, der in neueren soziologischen Studien zu diesem Thema breiter anwendbar ist. In seiner Arbeit ist wissenschaftliches Vergessen nicht nur eine Selektionsstrategie, wie in Weinrichs Arbeit für die Naturwissenschaften behauptet, sondern umfasst auch verschiedene Formen des Vergessens in der modernen Wissenschaft überhaupt, von struktureller und weitgehend unbewusster Amnesie bis hin zu organisierten Versuchen, bestimmte wissenschaftliche Erkenntnisse auszulöschen (Dimbath 2011, 2014). Seiner Analyse zufolge resultiert das absichtliche Vergessen aus aktiven Versuchen von Individuen und Gruppen, zu vergessen (Vergessenwollen, selbst auferlegtes Vergessen) oder andere vergessen zu lassen (Vergessenmachen, fremd auferlegtes Vergessen). Viele dieser Fragen habe ich in meinem Beitrag ausblenden müssen, da ich mich auf einen begriffs- und methodengeschichtlichen Ansatz konzentriert habe, der natürlich durch sozialgeschichtliche und institutionengeschichtliche Betrachtungen ergänzt werden sollte.

Ein Zitat aus einem Buch von María Luisa Calero Vaquera und Carlos Subirats Rüggeberg (2015: 3) über Zensur, Ausgrenzung und Schweigen in der Geschichte der Linguistik (*Censuras, exclusiones y silencios en la historia de la lingüística*) kennzeichnet die Situation vergessener Texte und Autoren auf folgende metaphorische Weise: „Die Geschichte der Linguistik ist kein sanfter Fluss, der durchsichtiges Wasser führen würde. Auch sein Flussbett erscheint

uns nicht als einladender, klarer Strom, so wie sein Lauf manchmal unerwartete Windungen macht“. Aus diesen vieldeutigen Geschichtsverläufen, die die Grenzen zwischen großen innovativen Werken und vergessenen Texten verwischen, leitet sich die Aufgabe der Historiographie der Sprachwissenschaft ab, sich nicht mit der Beschreibung von Äußerlichkeiten zu begnügen, sondern über die Oberfläche hinaus einen Blick auf den Grund des Flusses zu werfen, um uns die – vielleicht ungeahnte – Realität zu vermitteln, die sich unter der Wasseroberfläche verbirgt, und die Hindernisse zu identifizieren, die eine natürliche Zirkulation des Flusses behindern.

Bibliographie

- Aichinger, Carl Friedrich (1754): *Versuch einer teutschen Sprachlehre, anfänglich nur zu eigenem Gebrauche unternommen, endlich aber, um den Gelehrten zu fernerer Untersuchung Anlaß zu geben, ans Liecht gestellt von C.F.A.* Frankfurt am Main, Leipzig: Kraus.
- Assmann, Aleida (2016): *Formen des Vergessens*. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Bacon, Francis (1851 [1605]): *Of the proficience and advancement of learning*. London: William Pickering.
- Becker, Karl Ferdinand (1824): *Die deutsche Wortbildung oder die organische Entwicklung der deutschen Sprache*. Frankfurt am Main: Hermannsche Buchhandlung.
- Blair, Ann (2010): *Too much to know: managing scholarly information before the modern age*. New Haven: Yale University Press.
- Calero Vaquera, María Luisa/Subirats Rüggeberg, Carlos (2015): „La ‘vía negativa’ de la historiografía lingüística: censuras, exclusiones y silencios en la tradición hispánica“. *Estudios de Lingüística del Español* 36, 3–24.
- Cambell, Lyle (2004): *Historical linguistics*. 2. Auflage. Cambridge.
- Carstensen, Kai-Uwe (2017): *Sprachtechnologie. Ein Überblick*. www.kai-uwe-carstensen.de/Publikationen/Sprachtechnologie.pdf (Zugriff 17.08.2022).
- Chafe, Wallace (1976): „Givenness, contrastiveness, definiteness, subjects, topics and point of view“. *Subject and topic*, ed. by Charles N. Li. New York: Academic Press, 25–56
- Daneš, František (1970): „Zur linguistischen Analyse der Textstruktur“. *Folia linguistica* 4/1–2, 72–78.
- Dimbath, Oliver (2011): „Wissenschaftlicher Oblivionismus. Vom unbewussten zum strategischen Vergessen“. *Soziologie des Vergessens. Theoretische Zugänge und empirische Forschungsfelder*, hrsg. von Oliver Dimbath, Peter Wehling. Konstanz: Konstanz Universitätsverlag, 297–316.
- Dimbath, Oliver (2014): *Oblivionismus: Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft*. Konstanz: Konstanz Universitätsverlag.
- Draaisma, Douwe (2015): *Forgetting, myths, perks and compensations*. New Haven: Yale University Press.
- Garfield, Eugene (1977): „Uncitedness III. The Importance of not being cited“. *Essays of an information scientist* 1, 413–414.
- Harrison, Rodney (2013): „Forgetting to remember, remembering to forget: late modern heritage practices, sustainability and the ‘crisis’ of accumulation of the past“. *International Journal of Heritage Studies* 19.6, 579–95.
- Haßler, Gerda (1991): *Der semantische Wertbegriff in Sprachtheorien vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Haßler, Gerda (2020): „The functional-communicative approach to language of the Potsdam school in the German Democratic Republic: The genesis and demise of a paradigm“. *History of humanities* 5.1, 31–49. <https://doi.org/10.1086/707691>. 2379-3163.

- Haßler, Gerda (2022): „El origen y el olvido de las tradiciones discursivas: Coseriu y la historia de la lingüística“. *La Historia de la lengua, la dialectología y el concepto de cambio lingüístico en el pensamiento de Eugenio Coseriu*, ed. por José María García Martín, Maryia Maiseyenko, Francisco Ruiz Fernández, Nuria Campos Carrasco. Berlin et al.: Peter Lang, 71–120.
- Herling, Simon Heinrich Adolf (1828): *Erster Cursus eines wissenschaftlichen Unterrichts in der deutschen Sprache für Deutsche: nach einer neuen, auf die Bildungsgesetze der Sprachen gegründeten Methode*. Frankfurt am Main: Hermannsche Buchhandlung
- Jenisch, Daniel (1796): *Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen Europens, namentlich: der Griechischen, Lateinischen; Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen; Englischen, Deutschen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen; Polnischen, Russischen, Litthauischen*. Berlin: Friedrich Maurer.
- Kanne, Johann Arnold (1804): *Ueber die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache*. Leipzig: Wilhelm Rein.
- Krämer, Sybille (2000): „Das Vergessen nicht vergessen! Oder: Ist das Vergessen ein defizienter Modus von Erinnerung“. *Paragrana* 9/ 2, 251–275.
- Kuhn, Thomas S. (1976 [1962]): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Labov, William (1994): *Principles of linguistic change*. Volume 1: *Internal factors*. Oxford UK, Cambridge USA: Blackwell.
- Lamers, Han/Van Hal, Toon (2020): „Preface: The history of scholarly forgetting“. *History of humanities* 5/1, 1–4.
- Lamers, Han/Van Hal, Toon/Clercx, Sebastiaan G. (2020): „How to deal with scholarly forgetting in the history of the humanities. Starting points for discussion“. *History of humanities* 5/1, 5– 29.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (2008): „Unvorgreifliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Januar 1697 bis Ende 1712“. *Politische Schriften*. 6: 1695–1697, hrsg. v. der Leibniz-Editionsstelle Potsdam der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin: Akademie Verlag, 528–565. (Sämtliche Schriften und Briefe. IV.6.).
- Merton, Robert K. (1968 [1949]): *Social theory and social structure*. New York: Simon and Schuster.
- Osthoff, Hermann / Karl Brugmann (1878): *Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen*. Leipzig: Hirzel.
- Paul, Hermann (1880): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle: Max Niemeyer.
- Plate, Liedeke (2016): „Amnesiology: towards the study of cultural oblivion“. *Memory studies* 9/2, 143–155.
- Pottier, Bernard (1978 [1965]): „Entwurf einer modernen Semantik“. *Strukturelle Bedeutungslehre*, hrsg. von Horst Geckeler. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 45–89
- Proctor, Robert/Schiebinger, Londa L. (2008): *Agnology: The Making and Unmaking of Ignorance*. Stanford: Stanford University Press.
- Ricken, Ulrich (1978): *Grammaire et philosophie au siècle des Lumières: controverses sur l'ordre naturel et la clarté du français*. Villeneuve-d'Ascq: Publications de l'Université de Lille III.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1984): „Vom Vergessen in der Sprachwissenschaftsgeschichte. Zu den 'Ideologen' und ihrer Rezeption im 19. Jahrhundert“. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 14, 18– 38.
- Spitzl-Dupic, Friederike (2012): „La notion de 'Nachdruck' dans la réflexion linguistique des XVIIIe–XIXe siècles“. *Approches théoriques de la linéarité linguistique*, éd. par Friederike Spitzl-Dupic. Münster: Nodus Publikationen, 67–94. [zugleich: *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft* 22/1].

- Stutterheim, Christiane von (1997): *Einige Prinzipien des Textaufbaus. Empirische Untersuchungen zur Produktion mündlicher Texte*. Tübingen: Niemeyer.
- Stutz, Johann Ernst (1790): *Deutsche Sprachlehre*. Potsdam: Horvath.
- Watson, James D./Crick, Francis H. C. (1953): „A Structure for deoxyribose nucleic acid“. *Nature* 171/25, 737–738.
- Weinrich, Harald (2004): *Lethé: the art and critique of forgetting*. Ithaca: Cornell University Press.
- Weinrich, Harald (2005 [1997]): *Lethé: Kunst und Kritik des Vergessens*. München: Beck.
- Windchill Help Center – 12.0.0.0. *About Information Structures* (ptc.com). (https://support.ptc.com/help/wnc/r12.0.0.0/en/index.html#page/Windchill_Help_Center/sis2.html. Letzter Zugriff 17.08.2022).
- Wunderli, Peter (2013): *Ferdinand de Saussure: Cours de linguistique générale*. Zweisprachige Ausgabe französisch-deutsch mit Einleitung, Anmerkungen und Kommentar. Tübingen: Narr Francke Attempto.

E-Mail-Adresse der Verfasserin: gerda.hassler@uni-potsdam.de